

Die Freiheit nehm' ich mir

Was hat Klima mit Gerechtigkeit zu tun und John Stuart Mill mit Amartya Sen? Eine Handreichung zur neuen ökoliberalen Annäherung.

Viele politische Analysten haben darauf gewettet, dass Deutschland an Weihnachten noch keinen neuen Bundeskanzler hat. Zumindest durch die Vorsondierungen und Sondierungen aber sind die Ampel-Parteien recht zügig durchgekommen. Schon kommende Woche könnten sie sich an die Details eines Koalitionsvertrags machen. Am Wahlabend hatten sich Grüne und FDP ja bereits als Taktgeber präsentiert. Eine ökoliberaler Annäherung vor Millionenpublikum. Als Habeck und Lindner, Baerbock und Vogel sich über Stunden die Bälle zuspülten, fühlte man sich daran erinnert, dass Grüne und FDP eigentlich aus demselben bürgerlichen Holz geschnitzt sind. Die Liberalen hatten einst unter Hans-Dietrich Genscher die deutsche Umweltpolitik erfunden. Und Grüne von Fücks über Fischer bis Büttiker hatten sich in der Vergangenheit auf wirtschaftlichem Feld liberal gezeigt.

Ob die wahrscheinliche Ampelkoalition wirklich sozial-ökoliberal wird, wie es die Sondierer verkaufen, hängt davon ab, auf welchen Positionen sie beharren. Doch der Gedanke an ein Bündnis, das Freiheit und notwendige radikale Minderungen an Treibhausgasemissionen verbindet, trägt über die Sondierungs- und anschließenden Koalitionsgespräche durchaus Inspiration in sich. Denn zwischen diesen Begriffen wird sich eine Nachhaltigkeitsstrategie bewegen müssen, die effektiv das 1,5-Grad-Ziel erreicht – und die Bürger mitnimmt.

Wie groß diese Aufgabe ist, wird politisch an vielen Stellen noch immer unterschätzt. Wer das Buch „The Ends of the World“ des amerikanischen Wissenschaftsjournalisten Peter Brannen gelesen hat, bekommt ein Gefühl dafür. Fünfmal habe es in der Erdgeschichte ein irreversibles Massensterben gegeben, fünfmal war der Kreislauf aus Kohlendioxid und Sauerstoff nicht mehr intakt. Wer also sagt, Klimawandel habe es schon immer gegeben, hat zwar recht. Aber nicht so, wie das Argument gemeint ist. Denn immer ist CO₂ involviert, oft gab es keine Umkehr. Und der menschliche Ausstoß ist schneller gestiegen als je zuvor.

Ist deshalb Panik angesagt, wie Greta Thunberg einst anregte? Wenn Panik Kopflosigkeit meint, auf keinen Fall. Und wenn sie meint, das System, den Kapitalismus, zu überwinden? Dafür ist keine Zeit. Es lohnt sich, in die Theoriegeschichte der Ökonomik zurückzublicken. Ein gedankliches Dreieck von John Stuart Mill über Friedrich August von Hayek zu Amartya Sen liefert auf faszinierende Weise ideale Grundlagen für eine freiheitlich-liberale ökologische Marktwirtschaft. Diese drei Vordenker haben jeweils eine wichtige zentrale Botschaft an die drei Parteien.

Wenn man das Defizit der FDP in den vergangenen Jahren darin sieht, die biophysikalischen Grenzen des Planeten auch dann anzuerkennen, wenn sie das Grillsteak, das Porschefahren oder unlimitierte Flugreisen betrifft, ist Mill der richtige Mann. Die Grünen wehren sich zwar gegen den Vorwurf, Verbotsparade zu sein, lassen aber ihre Vorsitzende Dinge sagen wie: Verbote seien Innovationstreiber. Für sie kann ein bisschen Hayek nicht schaden. Und die Sozialdemokraten, die gern den Staat machen lassen, können bei Sen nachlesen (wie ihr ehemaliger Kanzlerkandidat, der heutige Bundespräsident Steinmeier), dass der Kern des Freiheitsverständnisses die Befähigung des Menschen ist, seine Fähigkeiten zu entfalten.

Alle drei (Öko-)Liberalen sind Posterboys für freiheitliche Fangirls und -boys. Wer sich in den sozialen Medien als Anhänger Hayeks zu erkennen gibt, gilt als richtig Liberaler. Dabei hat er frühzeitig deutlich gemacht, dass gegen den Umweltschutz nicht der freie Markt hilft, sondern eine Einpreisung externer Effekte. Ronald Coase, wie er zentraler Protagonist einer Schule liberaler Ökonomen aus Chicago, entwickelte daraus die Theorie der Verfügungsrechte, aus denen der CO₂-Emissionshandel entspringen ist. Hayeks genialer Gedanke: Preise signalisieren Knappheiten und regen effizienter als staatliche Eingriffe Innovationen in einem freien Markt an. Entstehen unerwünschte Effekte, lassen sich Preise so gestalten – zum Beispiel indem sie die Knappheit der globalen Schadstoffsenken (Ozeane, Wälder, Atmosphäre) reflektieren –, dass der externe Effekt nicht eintritt, aber der effiziente Markt nicht gestört wird. Eine Grundvoraussetzung dafür, dass eine Wirtschaft dynamisch und kreativ bleibt.

Das Verrückte: Es funktioniert in der Praxis. Der Emissionshandel war anfangs schlecht designed und hat Energiekonzernen Gewinne geschenkt. Heute planen sie ihren Ausstieg aus der Kohle und ihre

Ersatzinvestitionen nach den erwarteten Preisen, ohne dass es ein politisch gesetztes Ausstiegsdatum geben müsste.

Der zweite liberale Posterboy ist John Stuart Mill, dessen Leidenschaft für die Freiheit („On Liberty“), die Gleichberechtigung (auch gelebt mit seiner Frau Harriet Taylor) und ein auf Selbstbestimmung ausgerichtetes Bildungswesen liberale Kernideen sind. Was gern unterschlagen, in der Ökoliteratur von den „Grenzen des Wachstums“ bis zu „Zukunftsfähiges Deutschland“ aber immer betont wird: Mill war ein früher Ökologe. In seinen „Principles of Political Economy“ hat er einen stationären Zustand der Wirtschaft als Ergebnis langjähriger Kapitalakkumulation in unbestimmter Zukunft vorausgesehen. Er taugt nicht als Anwalt einer Degrowth-Idee, aber als jemand, der negative Auswirkungen des Wettbewerbs auf das soziale Leben gesehen hat. In einigen Bemerkungen hat er auch angedeutet, dass es der Natur guttun könne, wenn Wohlstand und Population eines Tages nicht mehr weiterwachsen.

Vom Ur-Liberalen John Stuart Mill lässt sich also lernen, dass biophysikalische Grenzen des Planeten auch heutigen Liberalen keine schlechte Laune machen müssen. Es reicht zu akzeptieren, dass sie sich nicht überschreiten lassen und so Peter Brannens „The Ends of the World“ gerecht zu werden. Wie man das akzeptiert, hat dann ein weiterer liberaler Ökonomie-Mitte der Sechzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts ausformuliert. Auf zwölf Seiten in seinem Essay „The Economics of the Coming Spaceship Earth“ hat Kenneth Boulding in Mill-Tradition ein ökoliberales Programm entworfen, an dem wir uns bis heute abarbeiten: Aufbau erneuerbarer Energien, Rückbau fossiler Infrastruktur, Schaffung einer Kreislaufwirtschaft.

Der Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels Amartya Sen ist kein entscheidender Nachhaltigkeits-Ökonom. Für ihn stehen Freiheit und Gerechtigkeit im Vordergrund. Dabei weicht sein Ansatz stark vom pubertären Freiheitsverständnis eines Wolfgang Kubicki ab. Der Gedanke, dass es Ausdruck von Freiheit sein könnte, während der Corona-Ausgangsbeschränkungen illegal in eine Kneipe zu gehen, würde ihm nicht kommen. Freiheit muss an erster Stelle arme Menschen dazu in die Lage versetzen, Fähigkeiten zu entfalten und diesen nachzugehen zu können. Was sie daran hindert, sind Anzeichen von Unfreiheit unterschiedlichen Grades. Die SPD hat sich eine Zeit lang dem Konzept des vorsorgenden Sozialstaats verschrieben, das kompatibel mit diesen Ideen ist. Vielen in der Partei ist es aber zu liberal.

Das Thema Klima kommt bei Sen über die Gerechtigkeit ins Spiel. Lasten durch die Treibhausgase müssten fair unter reichen und ärmeren Staaten aufgeteilt werden. Industrieländer hätten ihren Reichtum gebildet, ohne auch nur einen Deut an die Umwelt zu denken, sagte er einmal in einem Interview. Die Pro-Kopf-Ausstoße müssten in reichen Staaten sinken. Und dort müsse die Zivilgesellschaft stärker als bislang bereit sein für die Veränderungen: einen anderen Lebensstil, neue Ernährungsgewohnheiten. Sen ist der wichtigste Treiber, das Bruttoinlandsprodukt als Wohlstandsmaß zu ersetzen. Der von ihm mitentwickelte Human Development Index bezieht Gesundheits-, Ernährungs- und Ausbildungsdaten ein. Er ist nicht frei von Kritik, war aber der erste große Versuch, ein defizitäres Instrument zu ersetzen, das Umweltschäden unberücksichtigt und Reparaturmaßnahmen als Wachstum erscheinen lässt sowie Entwicklungsdefizite von Staaten ausklammert.

Von Sen kann man die Leidenschaft für ein komplexes Freiheitsverständnis, die Priorisierung gesellschaftlicher (auch umweltpolitischer) Ziele und die Offenheit für neue Lebensstile lernen. Der Gedanke der Sozialdemokraten, es komme in der Klimapolitik allein auf eine Umgestaltung der Industrie an, dürfte zu kurz greifen.

Politiker müssen gesellschaftliche Ideen bündeln und gegeneinander aushandeln. Es ist nicht davon auszugehen, dass in den Sondierungen und in einem möglichen Koalitionsvertrag die ideale ökoliberaler Welt entsteht. Aber es kann nicht schaden, auf Vordenker zu hören, deren Impulse bis heute wertvoll für eine Debatte sind, die nach Antworten darauf sucht, wie Nachhaltigkeit auf dem Weg der Freiheit zu erreichen ist. Wenn sich Ökos ein bisschen mehr Freiheit zutrauen und Liberale konsequenter als bislang die Grenzen anerkennen, könnte etwas dabei herauskommen. PHILIPP KROHN



Afghanistan ist eine Falle: die Künstlerin Kubra Khademi

Foto: Koozad Bahrami

Gewehre statt Bildung

Die afghanische Künstlerin Kubra Khademi zu Taliban, Kultur und Erotik

Die 1989 in Kabul geborene Kubra Khademi thematisiert mit ihren Performances und in ihren großformatigen Gouache-Zeichnungen die gewalttätige patriarchalische Gesellschaft ihres Heimatlandes. Nach einer Performance auf offener Straße in Kabul erhielt sie Todesdrohungen und musste im Jahr 2015 ihr Land verlassen. Sie fand in Frankreich Asyl und lebt heute in Paris. In diesem Sommer trug sie maßgeblich dazu bei, gefährdete Künstler aus Afghanistan zu evakuieren. Khademi wird im kommenden Jahr an der Schau „Walk“ in der Frankfurter Schirn teilnehmen, das Museum Pfalzgalerie in Kaiserslautern widmet ihr eine Einzelausstellung.

Haben Sie je die Hoffnung gehabt, dass Afghanistan ein freierer, vielleicht sogar demokratischer Staat werden kann?

Die Zeit der sowjetischen Besatzung und des ersten Taliban-Regimes war eine sehr dunkle Zeit. Ich hatte als Kind die Erfahrung gemacht, dass es für mich in diesem Land kein Leben gibt. Als die Taliban von den amerikanischen Streitkräften vertrieben wurden, war ich zwölf Jahre alt, und es war für mich wie für viele Afghanen ein Fest. Plötzlich war eine immense Hoffnung in uns geweckt worden. Wir waren damals mit meiner Familie als Flüchtlinge in Pakistan, weil wir zu der von den Taliban verfolgten Hazara-Minderheit gehören. Seit 2001 hatte sich zumindest in Kabul und anderen großen Städten unglaublich viel verändert, wir haben für Frauen und Bildung viel erreicht. Ich bin in meiner Familie die Erste, die als Mädchen zur Schule ging. Ich habe gar an Kunsthochschulen in Kabul und Lahore studieren können.

Was ging in Ihnen vor, als klar wurde, dass die Taliban das Land zurückerobern würden?

Als Erstes dachte ich an die Frauen, an das fürchtbare Los, das sie nun erwartet. Es machte und macht mich unglaublich wütend. Nun verschenken Taliban junge Mädchen an pakistanische Soldaten, um die nächste Generation von Taliban zu züchten. Afghanistan wird in Zukunft zu einer Brutstätte für den Terrorismus. Frauen werden unter diesem Regime mehr denn je zu sexuellen Sklaven degradiert, ihnen wird die Burka übergehängt, und sie sollen Kinder zeugen. Wenn es ein Junge wird, ist es ein Triumph, wenn es ein Mädchen wird, eine Schande. In Afghanistan herrscht eine Kultur der sexuellen Gewalt. Dieses Patriarchat hat jede Moral liquidiert, es paralyisiert unsere Gesellschaft.

Ist das einer der Gründe, warum der weibliche Körper im Mittelpunkt Ihrer Arbeit steht, sowohl in den Performances als auch in Ihren Zeichnungen?

Meine Arbeit entsteht tief in meiner Lebensgeschichte. Mein Körper ist das Persönlichste, das ich mit mir trage. Alles kommt von dieser Existenz, die nicht existieren sollte, die malträtiert wurde, weil sie weiblich war. Als Mädchen muss man bei jedem Schritt kämpfen, um zu beweisen, dass man nachdenken und entscheiden kann, dass man existieren darf, ohne sich dafür schämen zu müssen. Meine Kunst hat sehr viel damit zu tun. Wenn ich zurückschaue, sehe ich: Eigentlich stand alles gegen mich. Ich arbeite mit meinem Körper und male Frauenkörper, die meist nackt sind, weil ich maximal auf ihrer weiblichen Identität insistieren möchte. Sie sind triumphierend und sehr präsent.

Sie verarbeiten in Ihren sehr narrativen Zeichnungen mythische Geschichten und Legenden, oft mit direkten sexuellen Anspielungen. Was inspiriert sie?

Die Geschichten kommen alle von dort, wo ich herkomme, also vom Ursprung. Der Ursprung, das ist meine Mutter, das ist mein Land, das ist die Art, wie ich aufgewachsen bin. Ich verarbeite in meinen Bildern Geschichten, die sich afghanische Frauen untereinander erzählen, wenn sie über Männer, über Sex, über ihre Phantasmen sprechen. Durch die Unterdrückung, in der sie leben, werden sie im Mündlichen unglaublich aktiv, weil sie nichts auf eine pragmatische Weise leben dürfen. Wir haben in der persischen Sprache auch eine lange Tradition erotischer Dichtung. Die Dichtungen von Rumi haben manche meiner Zeichnungen inspiriert.

Sie haben die Gefahr, die Künstlern und Intellektuellen durch das Vorrücken der Taliban drohte, sofort erkannt und eine Evakuierungsaktion initiiert. Wie sind Sie vorgegangen?

Ich hatte schon Anfang Juli begonnen, eine Liste der gefährdeten Künstler aufzustellen. Maria Carmela Mini, die Leiterin des Theater- und Tanzfestivals „Lattitudes Contemporaines“, mit der ich für meine Performances zusammenarbeite, war sofort bereit, mitzuhelfen. Wir mussten hier in Frankreich Einrichtungen finden, die sie aufnehmen können. Als ich diese Liste anlegte, waren schon einige Künstler umgebracht worden, die Gefahr war also reell. Wir haben zum Beispiel eine Schauspielerin aus Dschuzdschan kontaktiert, einer Provinz im Norden. Es gelang ihr, nach Kabul zu entkommen, von dort aus wollten wir sie weiter nach Frankreich bringen. Als ich sie in Kabul anrief, erzählte sie mir, dass kurz nachdem sie Dschuzdschan verlassen hatte, Taliban bei ihrer Familie nach ihr suchten. Sie wurde jetzt von einem französischen Theater aufgenommen. Wir haben im Juli sofort an den Visa gearbeitet und

den Leuten gesagt, sie sollten sich mit ihren Pässen bereithalten. Zu diesem Zeitpunkt konnten wir uns noch nicht vorstellen, dass auch Kabul so schnell fallen würde. Maria Carmela Mini und Joris Mathieu vom Centre Dramatique National Lyon arbeiteten mit einer Abteilung des Auswärtigen Amtes zusammen, während ich mit den Künstlern vor Ort in Kontakt stand. Wir haben fast achtzig Leute evakuiert. Theater in vielen französischen Städten haben ihre Türen für die Künstler geöffnet und Wohnräume zur Verfügung gestellt. Auch Galerien haben Künstler integriert. Es ist nun aber nahezu unmöglich geworden, noch jemanden aus dem Land zu holen.

Wie ergeht es jenen, die im Taliban-Staat ausgrenzt oder gefährdet sind: Frauen, Künstlerinnen und Intellektuellen?

Für sie alle gibt es jetzt nichts mehr zu tun. Wenn Frauen auf die Straße gehen wollen, müssen sie von einem Mann begleitet werden. Sie wurden aus ihren Arbeitsstellen gedrängt. Das Neueste ist, dass Frauen auf offener Straße kein Smartphone mehr benutzen dürfen. In Kabul sieht man noch einige Frauen ohne Burkha, es ist ein Zeichen für Widerstand. Aber außerhalb von Kabul ist das nicht mehr möglich. Künstler und Intellektuelle sind alle gefährdet, sie können nicht in ihren Wohnungen bleiben und wechseln nun ständig den Aufenthaltsort. Sie können auf niemanden mehr zählen, denn auch ihre Künstlerfreunde sind auf der Flucht. Alle versuchen sich zu verstecken. Viele Künstler haben ihre Arbeit und alle Dokumente zerstört, bevor sie geflohen sind, denn das ist Beweismaterial, das sie zu ihrer Sicherheit und der ihrer Familien vernichten mussten. Andere haben ihre Werke versteckt. Die Taliban haben schon seit Langem Listen angelegt. Schon seit dem letzten Jahr sind Journalisten ermordet worden, auch Menschenrechtsaktivisten.

Glauben Sie, dass die junge, vernetzte Generation Widerstand leisten kann?

Gerade die jüngeren Frauen sind nach diesen zwanzig Jahren mehrheitlich gegen die Taliban. Für afghanische Männer stellt sich nicht dasselbe Problem, sie haben viel weniger zu verlieren. Die Einzigen, die derzeit mit Plakaten „Wir brauchen Erziehung“ auf der Straße stehen, sind Frauen, aber man hält ihnen ein Gewehr unter die Nase. Es müsste Unterstützung von außen kommen, von Politikern aus der ganzen Welt. Afghanistan ist zu einer Falle geworden, einem Friedhof. Die Menschen hungern, die kulturellen und ethnischen Säuberungen haben begonnen.

Das Interview führte Bettina Wohlfarth.



Netze auswerfen

Von Jan Wiele

Was ist denn mit Paul McCartney los? Kaum machte seine rechthaberische Äußerung die Runde, nicht er, sondern John Lennon sei schuld am Ende der Beatles gewesen, folgte schon seine nächste Breitseite in einem Interview mit dem Magazin New Yorker: Die Rolling Stones seien so etwas wie eine „Blues-Coverband“. Die Beatles dagegen hätten „ihr Netz ein bisschen weiter ausgeworfen“ – auch Richtung Schlager, könnten die Rolling Stones nun wohl kontern („Komm, gib mir deine Hand“)? Aber die Stones haben gerade andere Probleme, die man vielleicht erstern nehmen könnte. Nachdem sie, nun erstmals ohne den verstorbenen Charlie Watts, ihre Tournee begonnen hatten, war aufgefallen, dass der Hit „Brown Sugar“ nicht mehr auf der Setlist steht. Dazu wurden Mick Jagger und Keith Richards befragt. Der Sänger sagte, das habe nur mit einem ausgewogenen Programm zu tun und keine besonderen Gründe; der Gitarrist hingegen sagte der Los Angeles Times, gewisse „sisters“ wollten „den Song begraben“. Tatsächlich hat das Lied von 1971 schon oft Kritik hervorgerufen. In seinem Refrain singt ein Sklavhalter in New Orleans: „Brown Sugar, how come you taste so good? / Brown Sugar, just like a young girl should“. Zumal bekannt ist, dass Jagger das Lied zunächst „Black Pussy“ nannte, ist wohl unmissverständlich, wovon es handelt (auch wenn manche meinen, es handle von Heroinsucht). Die Frage ist nur, bei Rockmusik wie Gangstarap: Liegt in der Rollenlyrik Affirmation oder Distanzierung? Keith Richards meint, es sei doch offensichtlich „ein Lied über die Schrecken der Sklaverei“. Passt es dann gut dazu, wenn ein ganzes Stadion es euphorisch mitsingt und dazu tanzt (vielleicht ja auch gar nicht anders kann bei diesem rhythmisch fast dazu zwingenden Rhythmus)? Das ist ein Beleg der Kunstfreiheit und Freiheit der Rezeption, aber für manche vielleicht trotzdem befremdlich. Während die Stones sich, wären sie nur eine Blues-Coverband geblieben, wohl viel Ärger hätten ersparen können, werden sie aber auch verteidigt. Sogar von Frauen, die ihre Texte und die anderer Rockmusiker als misogyn empfinden und trotzdem lieben, wie die Anthologie „Under My Thumb“ von Rhianna E. Jones und Eli Davies zeigt. Ihr Untertitel lautet: „Songs that hate women and the women who love them“. Noch einmal aber zu „Brown Sugar“: Könnte man das Lied, indem es drastisch den männlichen Blick auf minderjährige Sklavinnen inszeniert, nicht auch als bittere Anklage verstehen, die nichts anderes besagt als John Lennons Protestsong „Woman is the Nigger of the World“, nur weniger direkt? Dazu hat sich Paul McCartney, soweit wir wissen, noch nicht geäußert.

Am Rande der Gesellschaft

Komikpreis für Duo
Hauck & Bauer

Der diesjährige Sondermann-Preis für komische Kunst geht an das Cartoonisten-Duo Elias Hauck und Dominik Bauer, Lesern der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung bestens bekannt durch ihren Vertikalstrip „Am Rande der Gesellschaft“. Die Jury urteilt: „Wenn früher von HB-Männchen die Rede war, mochte man in die Luft gehen. Heute steht HB für Hauck & Bauer, denn so signieren die beiden Herren ihre Cartoons: Elias Hauck als Zeichner, Dominik Bauer als Texter, in Kombination ein untrennbares Komikphänomen. Wenn man ihre Männchen und Frauchen agieren sieht, möchte man nach Luft schnappen: mal vor Erstaunen über die Dreistigkeit dieses Humors, immer vor Begeisterung über den Einfallsreichtum.“ Der Preis ist mit 5000 Euro dotiert. Den Sondermann-Förderpreis in Höhe von 2000 Euro erhält Shahak Shapira, der als „erfreulich unberechenbarer Stand-up-Comedian und Autor auf Deutsch und Englisch gleichermaßen brilliert“. Die Preisverleihung mit Showprogramm findet am 11. November in Frankfurt am Main in der Brotfabrik statt. F.A.Z.